

die Szegediner „Tarhonya“ („geriebene Gerstel“), die Topfenfladen von Szentes, das Weißbrot von Miskolcz, Debreczin und Komorn, die Preßburger Mohnbeugel, die in jeder Gegend anders gearteten „Fogatschen“ und Brezel, dann die verschiedenen Berühmtheiten an Fleischwaaren, Würsten, Salami und Rauchfleisch, durch welche sich Debreczin, Klausenburg und Kaschau auszeichnen und die sämmtlich Zeugniß ablegen für die gesunde Leibesbeschaffenheit der Consumenten. Das niedere Volk magyarischen Stammes verbraucht im allgemeinen viel Pflanzennahrung und kein Volk hat so vielerlei Mehlspeisen als das magyarische, das Sauerkraut aber heißt im Volksmunde geradezu „das Wappen Ungarns“ und es geht darüber die Sage, ein Mönchlein Namens Káp habe den Samen dazu aus Asien mitgebracht, daher „káp hozta“ (Káp hat es gebracht) = káposzta, d. h. Kraut. Zum Preise dieses Nationalgerichtes scheint auch der alte Volksreim gedichtet zu sein:

„O du gesegnetes Sauerkraut!  
Im Paradies bist du gebaut!  
Selig, der dir die Bratwurst angetraut!“

Hingegen heißt es: „Hirsebrei ist keine Speise“, obgleich dieses Sprichwort durch den berühmten „Hajduckenbrei“ und den im Lied verherrlichten „umgekehrten Hirsebrei“ widerlegt wird, der „Hochzeits-Hirsebrei“ aber ein unvermeidlicher Bestandtheil jedes Hochzeitsmahles ist.

## Glaube und Urreligion.

Unter den Gemüthseigenschaften des magyarischen Volkes ist vor Allem das religiöse Gefühl zu erwähnen, das sich mit dem Streben, durch Beobachtung zur Aufklärung zu gelangen, und mit humaner Duldung paart. Es leben in Ungarn sieben Glaubensbekenntnisse nebeneinander, zuweilen mehrere einträchtig in der nämlichen Stadt, in dem nämlichen Dorfe: Römisch-Katholische, Griechisch-Unirte und Orthodoxe, Evangelische des Helvetischen und Augsburger Bekenntnisses, Unitarier und Mosaische, und jede Confession hat ihr eigenes Vermögen, die römisch-katholische einen großen Kirchenbesitz und überdies jede ihre Selbstbesteuerung. Von diesen sind die Anhänger Calvins ausschließlich magyarisches Volk. Das calvinistische Bekenntniß ist unter den Völkern des Ostens so weit vorgeedrungen, als magyarisch gesprochen wird. Darum heißt es auch im Volksmunde „die magyarische Religion“. Sie schmückt ihre Kirchthürme statt des Kreuzes mit einer vergoldeten Kugel und einem Stern darüber, oder mit einem kupfernen Hahn.

Alle magyarischen Anhänger sämmtlicher Confessionen bekennen sich aber gemeinsam zu einem Glauben: zu dem an den „Gott der Magyaren“. Haben sie wohl diesen Gott der Magyaren noch aus Asien mit sich gebracht? Sowie das magyarische Volk einsah, daß es,

um eine Nation zu bleiben, europäisch werden müsse, hat auch der Gott der Magyaren eingesehen, daß er sein Volk nur behalten könne, wenn er sich in den Jehovah der Christen verwandle. Was die Urreligion der Magyaren gewesen, davon berichtet kein Stein, keine Schrift. Unsere Gesetze sprechen nur von ihrer Ausrottung. Sie verboten das Opfern an den Steinen und Quellen, das Blutopfer, das alberne Geschwätz der Spielleute, der Volksfänger, sie lassen die alten Schriften, Musikinstrumente, Opferkessel zerbrechen, verbrennen, bis auf die letzte Spur rothen sie den Mythos der Ahnen aus. Nur die späteren Chroniken, die mündliche Überlieferung, die im Gedächtniß des Volkes verewigte Sage und mancher in die christliche Weltanschauung hineinpassende Aberglaube gewähren der Phantasie einen leitenden Lichtschimmer, um sich das Bild des Vergangenen zurückzuzaubern.

„Isten“ (Gott) selbst ist ein uraltes Wort; Gottes Geißel (Isten ostora) wird Attila genannt, Gottes Pfeil (Isten nyila) der Blitz; man sagt édes Isten (süßer Gott), holdog Isten (seliger Gott), élő Isten (lebendiger Gott), örök Isten (ewiger Gott), teremtó Isten (Gott Schöpfer); der gewöhnliche Wechselgruß ist: adjon Isten, fogadj Isten (gebe Gott). In welcher Gestalt sie Gott angebetet? Ob in Gestalt der vier „belebenden Elemente“: Erde, Wasser, Luft und Feuer? Ob sie Götzenbilder gehabt? Sicher ist, daß das Wort *bálvány* (Götze) und seine Ableitungen, wie auch die mit Hilfe dieses Wortes gebildeten Sprichwörter und Redensarten Ideen aus der Heidenzeit in sich schließen. So heißt unter Anderem eine Säule wörtlich „Balken-Götze“ (*gerenda bálvány*), ein Thürpfosten „Thor-Götze“ (*kapu-bálvány*), *Bálványos-vár* (Götzenburg) ist ein geographischer Name, „er steht da wie ein Götze“ ist eine Redensart. Die Götzen waren entweder von Menschenhand gefertigt, oder eingebilddete, personificirte Sachen, oder endlich gewisse geheimnißvolle Dinge, hervorgebracht durch die vier „Elemente“. So bildete und bildet noch jetzt in Siebenbürgen der Erdgott die halb menschen-, halb fischähnlichen Steine; der Wassergott den „*özönfa*“ genannten Baum, der beim Arthieb Funken sprüht; der Luftgott den Stein „*menkö*“ (Meteor), aus dem auch jenes Schwert gemacht war, mit dem die Székler-Fürsten den „Sonnenhieb“\* zu thun pflegten, und der Feuergott jene zweiköpfigen Menschengestalten, wie der Schlammvulkan von *Kovácszna* (*Pokolsara* = Höllenmorast genannt) einen ausgeworfen hat u. s. w.

In alten Chroniken lesen wir, daß, als die Magyaren das Christenthum schon angenommen hatten, diese Bilder der Weltanbetung mit den Gebeten der italienischen

\* „Sonnenhieb.“ Auch das ist ein uralter Gebrauch, der bei der Krönung noch jetzt geübt wird. Der gekrönte König reitet, den Mantel St. Stefans auf den Schultern, dessen Schwert in der Hand, auf weißem Rosse den Krönungshügel hinan und führt dort mit dem Schwerte vier Hiebe gegen die vier Weltgegenden, zum Zeichen, daß er das Land gegen jeden, aus welcher Weltgegend immer kommenden Feind vertheidigen werde. Bei der Krönung Leopolds I. verhöhnte der türkische Feldherr diesen Gebrauch, indem er sich den Kopf verband und seinen Feldsheer holen ließ, die tiefe Wunde zu heilen, die ihm der König von Ungarn geschlagen. Sein Nachfolger *Abdul-Nahman* aber fand diesen Hieb wahrhaftig nicht so lächerlich, denn er fand in den Schanzen des zurückerobernten Ofen seinen Tod.

Missionäre in Ungarn noch alle auf folgende Weise verquickt waren: „Sei gepriesen du großer Gott mit unserm Bruder\*, der Sonne. O wie schön, o wie strahlend; sie ist dein Wahrzeichen, o Herr! — Sei gesegnet sammt unserer älteren Schwester, dem Monde, und unseren jüngeren Schwestern, den Sternen, die da so schön und glänzend sind! — Sei gesegnet sammt unserem Schwager, dem Winde, der die Wolken und das heitere Wetter bringt! Sei gesegnet sammt unserer kleinen Schwägerin, dem Wasser, das so nützlich, schmachhaft und rein ist! Sei gesegnet sammt unserem Herrn Ohm, dem Feuer! O wie schön, o wie munter, o wie stark und gewaltig ist er! Sei gesegnet, o Herr, sammt unserer Frau Mutter, der Erde, die uns ernährt und erhält!“ Die opferübenden Personen der Urreligion nannte man rhabonbán (was als fürstliche Würde galt), táltos, horkás, gyula; zu diesen gesellten sich noch der perosztó, billogos und garabonczos.

Das vom Gesetz Ladislaus des Heiligen verbotene Feueropfer lebt noch jetzt hier und da jenseits der Donau als Volksgebrauch im Feuerfest der Johannismacht. Seiner älteren Form nach stellt es sich der plastisch arbeitenden Phantasie folgendermaßen dar: „Der Abend des sommerlichen großen Sternschnuppenfalles war das Fest des Altfeuerlöschens, der nächste Tag das Fest des Neufeuerezündens. Für diesen Tag nahm jede Frau die übriggebliebene Herdglut in einem Topfe vom Hause mit, bezugleich die Männer dürre Reisigbündel, die Mädchen neunerlei Kraut und Blumen; daheim darf kein Funken Feuer verbleiben. Beim Feuerhügel angelangt, schütten alle Frauen die Glut aus ihren Töpfen heraus, welche der „gyula“ mittelst eines aus duftenden Kräutern gebundenen Wedels der Reihe nach verlöscht. Hierauf wird ein großes hölzernes Rad herbeigeholt, dessen Speichen aus neunerlei Holz gemacht sind. Durch die Nabe desselben wird eine Stange aus Eschenholz gesteckt und von zwei keuschen Burschen so lange in der Nabe hin und wieder geschauert, bis jene davon Feuer fängt, und so entsteht das neue Feuer. Der Feuergott flammt auf, der belebt, leuchtet, wärmt und gedeihen läßt, und wenn er zürnt, vernichtet, verzehrt. Jetzt beginnen die Mädchen das Feuerlied zu singen:

„Wollen Feuer fachen, draus ein Bierck machen,  
Ein Eck, wo da sitzen schöne alte Männer,  
Noch ein Eck, da sitzen schöne alte Frauen,  
Drittes Eck, da sitzen schöne junge Bursche,  
Viertes Eck, da sitzen schöne ledige Dirnen.“

Dann folgt das Lied des Feuersprungs:

„Bartas Haus will Feuer fangen,  
Ach, laßt nicht die Armen bangen,  
Löschet nur, löschet!“

\* Im Magyarischen ist die Sonne männlich, der Mond weiblich gedacht; siehe weiterhin.



Der Feuersprung.

Jedes Mädchen nennt dabei den Namen dessen, dem ihr Herz gehört, und springt dann über das flackernde Feuer, in welches ihre Gefährtinnen neuerlei duftiges Kraut werfen und dazu folgendes Blumenlied singen:

„Kornblume redet: thu mit mir nicht streiten,  
Denn von mir wahrhaftig lebt die ganze Welt nur;  
Rebenblüte redet: thu mit mir nicht streiten,

Denn mit mir wahrhaftig wird allweg geopfert;  
Beilchenblüte redet: thu mit mir nicht streiten,  
Denn mit mir wahrhaftig schmücken sich die Dirnen.“

Wenn der Flammenstoß zu Blut niedergebrannt ist, folgt die Weihung des neugeborenen Kindes über dem Feuer, nach heidnischem Gebrauch. Der „billogos“ faßt den weinenden Sprößling mit beiden Händen, hält ihn über das Feuer und spricht über ihn den Segen und den Schirmspruch gegen die sieben Arten von Teufeln, und zuletzt rißt der Opfernde das Kind mit der angeglühten Spitze seines Messers in Halbmondform am Kinn. An dieser Stelle wird ihm kein Bart wachsen, daran erkennen sich die Getreuen des Urväterglaubens. Und jetzt schöpft der „gyula“ mit dem Feuerlöffel für jede Frau von dem neuen Feuer. Durch die noch übrige Blut treiben zuletzt die Hirten ihre Herden hindurch, das wird sie vor Seuche schützen, und was an Blut noch immer glimmt, das tritt die Schar der Kinder barfuß aus. Nach Schluß der Ceremonie zünden die Burjche Freudenfeuer an, singen das Lied von der „Spülangi-Rose“ und lassen feurige Räder den Hügelabhang hinablaufen, während jeder bei seinem Feuer den Namen seiner Geliebten ruft.“ So hat sich dieses Feuerfest der Johannismacht noch heute in vielen Gegenden als Volksbrauch erhalten.

Aus alten Überlieferungen, aus Schilderungen der Chronisten und Volksjagen der Székler haben wir folgende Bestattungsgebräuche zusammengestellt, welche die Anhänger der Urreligion befolgten: „Beim Tode eines hervorragenden Ritters waschen die „Beweinerinnen“ (Klagefrauen) den gefallenen Tapfern im heiligen Bache, bekleiden ihn mit seiner glänzendsten Rüstung, legen ihn auf das Ehrenbett und breiten ein ganzes Stück Seidenzeug über ihn. Zur Trauer legen die Frauen ein ungebleichtes Linnengewand an und binden sich statt der „Schmetterlingshaube“ (Flügelhaube) ein schwarzes Tuch um den Kopf. Dann treten die „Geiger“ (Spielleute) vor und singen bei Geigen- und Lautenklang von den Thaten des Helden und von seinem jenseitigen Leben, während der greise Vater des erlegten Kämpen zu Häupten des Katafalkes auf dem nackten Boden sitzt.

Mittlerweile wird an der Quelle des heiligen Baches eine ungeheure Grube gegraben und an der einen Seitenwand derselben ein großer Eibenbaum aufgestellt, von dessen Spitze das zweizüngige Fähnlein des gefallenen Helden flattert mit der goldenen Sonne. Sodann werden an den anderen drei Seiten der Grube vierundzwanzig eichene Stangen aufgestellt, alle lanzenförmig gespitzt. Die westliche Wand der Grube bleibt abschüssig, denn man soll hinabsteigen können.



Weihung des neugeborenen Kindes bei den Urmagharen.

Dieser erste Tag ist der Tag des Wachens. An diesem wird nicht gegessen, noch Wein getrunken, man trinkt nur Bier und wird diesen Tag später an jeder Jahreswende bei einem bestimmten „Gelagsmann“ feiern. Der zweite Tag ist der des Todtengeleites. Gleich nach dem ersten „Morgengelächter“ erschallen die Hornstöße der Opferbläser, die „Gram-Mädchen“ stimmen ihren Sang an: „Morgenroth, schönes rothes Morgenroth, goldenes Morgenroth!“ und von sieben Schlägen erdröhnt die Opfertrommel. Jetzt schneidet sich der Vater des todten Helden mit krummem Messer den Haarzopf ab, der an seiner linken Schläfe niederhängt, das Wertheste, was ein urgläubiger Magyare opfern kann, und gibt ihn dem Todten in die Hand.

Unterdeß führen die Richter das verhängte Roß herbei, das Lieblingspferd des todten Kriegers, in einem Überwurf von schwarzem Seidenstoff, gefattelt und gezäumt. Die Waffengenossen heben den Todten in den Sattel, binden ihm die Beine stramm an den Satteltgurt, befestigen ihm die Hand an der Lanze, die in den Sattel gesteckt ihr Fähnlein flattern läßt, und dann setzt sich der Zug in Bewegung für den Abschiedsritt. Vor jedem Thore hält der Trauerzug und der Hornbläser, der das Pferd führt, ruft laut zum Thore hinein, die Freunde des Helden zum Geleite zu laden. Vor ihm her trägt und führt man seine Fahnen und Waffen, sein Trinkhorn und Speisegeräth, seinen Jagdhund und Lieblingsfalken, seine vierundzwanzig Reitpferde.

So zieht das Trauergeleite bis an das Grab bei der heiligen Quelle, wo Jungfrauen es erwarten, die aufgelösten Locken mit Kränzen aus duftigen Kräutern geschmückt. Am Grabe angelangt vertheilt man an die Genossen des Todten dessen mitgebrachte Schätze und Gewänder, je nachdem er sie zu seinen Lebzeiten Diesem oder Jenem versprochen.

Da bricht aus der Mädchenschar die Braut des Todten hervor; auch ihr, sagt sie, sei der Verstorbene etwas schuldig. Sich selbst. Er habe versprochen, ihr anzugehören in dieser und jener Welt. Hier zum Beweis seine „Balita“.\* Beide Väter geben ihr den Segen und man hilft der Braut aufs Roß hinauf neben den todten Bräutigam. Nun führen die beiden Opferbläser das Roß, auf dem der todte Held mit seiner Braut sitzt, in die Grabgrube hinab und binden den Hengst an den großen Eibenstamm fest. Ihm zur Seite legen sie die Waffen des gefallenen Kecken nieder, seinen Opferbecher, seinen goldenen Streithammer, die irdene Urne voll mit Münzen jeder Art, auch die Schmuckspangen der Braut, ihre großen Ohrgehänge und den Jungfernkranz mit Perlen gestickt.

Die táltos-Priester binden mittlerweile die vierundzwanzig Kenner an die Lanzenstafte fest. Da stürzen die Mädchen an das Grab heran, reißen sich die Kränze von den Locken und streuen sie, nebst Ruzzweigen, auf den todten Bräutigam und die lebendige Braut hinab.

\* „Balita“ hieß bei den Székeln das silberne Götzenbildchen, das der Bräutigam zur Verlobung seiner Braut sandte.



Der todtte Krieger und seine Braut.



Hellauf schmettern die Trompeten und hervor treten hundert reißige Bogenschützen; auf einen Trommelschlag schnellen sie alle zugleich ihre Pfeile ins Grab hinab, damit der todte Held, mit Braut und Streitroß gleichzeitig von Pfeilen durchbohrt, hinübergehe auf den Ager der Sonne. Gott hat sein Gefallen daran, wenn die Verewigten mit Wunden bedeckt vor seinem Antlitz erscheinen. Aber der Pfeilschuß ins Grab ist auch darum nothwendig, weil sonst der begrabene Todte heimkehren könnte; nun wird, sollte er aufstehen wollen, sein Gewand an den Pfeilen hängen bleiben. Nach diesem Pfeilhagel erstechen die táltos-Priester die vierundzwanzig Renner und deren Blut ergießt sich gleichzeitig in die Grabgrube, welche die Männer mit Schollen zuzuwerfen beginnen.

Und jetzt ist die Reihe des Weinens an den Männern. Aber nicht Thränen weinen sie, sondern Blut. Der Vater des todten Helden zückt sein krummes Messer und schlägt sich Wunden, an beiden Schultern zuerst, dann an der Brust, endlich an Wangen und Stirne; so weint er Blut aus sieben Wunden. Sämmtliche Männer folgen seinem Beispiele. Unterdessen blasen Hörner, Drommeten und Pfeifen wild durcheinander, übergellt von dem Geschrei der Weiber.

Der Held und seine Braut, obgleich hoch zu Roß, verschwinden nachgerade unter den Schollen; endlich steht nur ein großer runder Hügel da, aus dessen Gipfel der Eibenstamm emporstarrt und die Fahne an seiner Spitze im Winde flattern läßt. Nunmehr zerstückeln die táltos-Priester die geopfertn Rosse und braten jedes auf einem eigenen Holzstoß, die Herzen aber verbrennen sie auf wohlriechendem Feuer zu Ehren Gottes und die Pferdeköpfe stecken sie auf die nach Lanzenart gespitzten Stangen zur Botschaft an ferne Zeiten, daß da unten die Asche eines tapferen Kriegshelden ruht.

Während dessen ist die Sonne zur Küste gegangen, nur die Holzstöbe stehen in heller Lohe. Das gebratene Pferdefleisch dient nur zum Todtenschmaus. Die Spielleute machen sich bemerklich mit Dudelsack und Päckelflöte und Querpfeife, die Männer trinken den „áldomás“ (Weihtrunk), die Weiber werfen sich während des Mahles mit den Knochen; wenn aber dann das Siebengestirn emporzieht, regt sich Alles im Tanz und auch dieser heißt Todtentanz.

Junge Bursche legen sich durcheinander auf den großen Grabhügel. Dann kommen die Mädchen heran, als suchten sie ihre in der Schlacht gefallenen Todten. Welche den Thrigen findet, sucht ihn zu wecken, doch er wacht nicht auf; da hebt sie ihn empor, starr wie er sich stellt, und tanzt so mit ihm die Runde. Arm und Bein des tanzenden Jünglings scheinen zu Stein erstarrt, sein Kopf fällt hinten über, also läßt er sich im Kreise drehen und fällt, wohin man ihn fallen läßt, und gespenstisch summt dazu die Musik. Das kriegerische Turnier macht dem Tanz ein Ende. Niemals schließt der Todtenschmaus ohne ein solches. Erst wird gerungen, dann folgt der Faustkampf, zuletzt greift man zu Streit-



Witchenerweckung bei einem Todtenschmaus aus der Vorzeit.

hammer und Schlachtkolben, die treuesten Kumpane fordern sich aus bloßer Prahlucht zu tödtlichem Zweikampf heraus, das ist so alte Sitte. Der Morgen findet neun Leichen auf dem Schauplatz des Todtenmales. Diese legt man recht ordentlich im Kreise auf den großen Grabhügel hin und breitet noch eine Schicht Erde über sie. Und so sind sie jetzt alle beisammen, der begrabene Heldenführer und seine getreuen Genossen, seine Braut, sein Jagdhund, sein Falke und sein Lieblingsroß, — stattlich mag er einziehen auf den Anger der Sonne, vor das Antlitz des Gottes seiner Ahnen.“

All dies lebt nur noch in den Sagen der Vorzeit, den Todtentanz aber schildert noch im XVI. Jahrhundert der „*Ungarische und daciſche Simplicissimus*“ genau so; nur die Schmäuse der Todtenfeste sind noch jetzt im Schwange und haben den Führern des Volkes schon Stoff genug zu Predigten gegen die dabei übliche Verschwendung gegeben.

## Der Sagenkreis von Attila und Esaba. Almos.

Der Glaube an die Verwandtschaft mit Attila und den Hunnen ist so sehr in das Blut des magyariſchen Volkes übergegangen, daß selbst die Volkslieder es künden, die doch von keinen Schriftgelehrten erfunden sind:

„Attilas gewalt'ger Name,		kaum erschollen nur dem Gothen,
Von Bendeguz' großem Stamme,		Warf entseelt ihn zu den Todten.“

(Heutzutage nicht buchstäblich so.) Und ein anderes Volkslied lautet:

„Atilla mein Vater war,		Thät' mir noch der Arme leben,
Drum die Heimat lieb mir war;		Wollt' ihm hin mein Hemde geben.“

Im Original beweist die Ungeſchlachtheit des Ausdruckes unzweifelhaft den alten Ursprung dieses Liedes, und mehr noch die eigenthümlich zerrissene Melodie. Attila und nicht Etele nennt der Volksmund überall, selbst bei den Székeln, den Hunnenkönig, und zwar spricht es ihn „Atilla“ aus, so auch in: „Atilla-Dolmány“, „Atilla-Bursche“ (dessen man im Hause nicht Herr wird). Ein Riese, dessen Lebensdauer schon über ein Jahrhundert hinausreicht, dessen Ursprung auf Nimrod zurückgeht, dem durch ein Wunder Gott selbst sein Schwert herabschickt, um es durch ihn zur Geißel der Welt machen zu lassen; Weltſchlachten schlägt er mit diesem Schwerte, Völker vertilgt er und stürzt Reiche, jede seiner Fußspuren ist ein Schlachtfeld; Könige macht er sich unterthan, große Nationen tributpflichtig; fabelhafte Schätze häuft er auf, in deren Mitte er selbst einfach und glanzlos bleibt. Nur Gestalt und Wuchs und nach gleichzeitigen Schriftstellern die Augen voll göttlichen Feuers verkünden an ihm den König. Seine Thaten, welche die Weltgeschichte lenken, werden von geschichtschreibenden Kaisern verewigt und das Meisterstück des Heldenſanges, das Nibelungenlied, verknüpft sie mit der Geschichte der Weltnationen.